



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XII. Grausame Offenherzigkeit.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

XII.

Grausame Offenherzigkeit.

Als René Vincy das Thor des Museums erreicht hatte, ohne Susannen eingeholt zu haben, da stürmte eine solche Fluth widersprechender Gedanken auf ihn ein, daß er, seiner Sinne kaum mächtig, nicht wußte, wo er war, und wieso er dahin gerathen. Susannens Berechnung stimmte; der doppelte Schlag, welchen sie gegen den jungen Mann geführt hatte, raubte demselben alle Fassung und Ueberlegung. Hätte sie ihm offen ihre Liebe gestanden, so wäre ihm zweifellos der Widerspruch aufgefallen zwischen dem von Susannen geschickt gespielten engelreinen Charakter und der Unvermitteltheit ihrer Bekenntnisse. Er hätte nothwendiger Weise einsehen müssen, daß die Flügel dieses Engels, die so überraschend schnell in die Kumpelkammer gewandert waren, nur lose an den Schultern befestigt sein konnten. Nun hatte der Engel aber, anstatt diese weißen Flügel abzustreifen, dieselben weit ausgespannt und war davongeflogen. „Sie liebt mich, wird mir jedoch niemals vergeben wollen, daß ich ihr dieses Geständniß abgenöthigt,“ sagte sich René. Er glaubte wirklich, daß sie ihn mit dem Vorsatz verlassen, ihn nie mehr wiederzusehen und dieser Gedanke machte ihn fassungslos. Wie sollte es möglich sein, ein Herz zur Umkehr zu bewegen, dem es widerstrebte, sich zu verleugnen, das so fromm war, schon das unwillkürliche Geständniß als Schuld zu empfinden? Und der junge Mann vergegenwärtigte sich Susannen mit dem entsetzten Ausdruck des Gesichtes und den Thränen am Rand der Wimpern . . . Er schritt in diese Gedanken verloren dahin und fühlte sich geradezu unfähig, einem menschlichen Wesen zu begegnen, Emilie, seine geliebte Vertraute, nicht ausgenommen. Er bestieg einen Wagen und ließ sich

vor die Stadt, in die Richtung von St. Cloud bringen. Er rief dem Rutscher instinktiv diesen Befehl zu, weil Susanne ihm gesprächsweise zwei Feste beschrieben hatte, die sie in ihrer Jugend in besagtem Schlosse mitgemacht. Es gewährte ihm eine grausame Genugthuung, nachdem er den Wagen verlassen hatte, in den entblätterten Wald einzudringen. Das dürre Laub knisterte unter seinen Füßen. Ueber seinem Haupte blaute das kalte Februar-Firmament. Zwischen den Verschlingungen schwarzer Baumstrünke und kahler Nester lugte ab und zu die melancholische Ruine des alten Schlosses und das graugrüne Gewässer des Teiches hervor, auf dem Frau Moraines einst den unglücklichen, am Cap gefallenen Prinzen hatte dahingleiten sehen! Weder diese winterlichen Eindrücke, noch auch die Erinnerungen an die so tragische Vergangenheit vermochten den jungen Mann von dem alles beherrschenden Mittelpunkt seiner Träumereien abzulenken; er war gleichsam wie hypnotisirt; würde es ihm gelingen, den Willen dieses heißgeliebten Weibes, das ihn wieder liebte, das er um jeden Preis wiedersehen wollte, zu beugen? Was thun? Sollte er bei ihr vorsprechen und sich mit Gewalt Einlaß verschaffen? Sollte er in allen Salons, die sie besuchte, ihren Spuren folgen? Sollte er sich ihr durch seine Gegenwart an den Straßenecken und in den Theatern aufdrängen? Seinem Zartgefühl widerstrebten alle Mittel, die Susannen das Recht geben konnten, ihn weniger zu lieben. Nein, er wollte Alles ihr selbst danken, sogar das Recht, sie zu bewundern. Sein Herz war in den Tagen der Kindheit und frühesten Jugend so sehr mit Trugbildern aller Art genährt worden, daß er auch allen Ernstes daran dachte, sich ihr nicht mehr zu nähern, sondern ihrem Befehl zu gehorchen, wie Dante seiner Beatrice, Petrarca seiner Laura, Cino de Pistoja seiner Sylvia gehorsam gewesen; diese stolzen Dichter, in denen die platonische und fromme Liebe, die ganz aus Geist und Entsagung gewoben und vom Mittelalter vorbereitet war, zu vollstem Ausdruck gekommen. René hatte sich seinerzeit vollständig in die „*Ble nouvelle*,“ in die Sonette dieser Träumer und in deren verstorbene Geliebten vertieft. Wie hätte jedoch diese durchgeistigte, fast mönchische Literatur dem Gift sinnlicher Leidenschaft Stand halten sollen, das Susannens Schönheit und der sie umgebende Luxus unbewußt in René's Herz geträufelt?

... Ihr Folge leisten? — Nein, er konnte es unmöglich. In seinem Kopfe tobten alsbald wieder alle möglichen Pläne, und er trachtete, seine erregten Nerven durch Bewegung zu beruhigen; es ist das wohl das einzige Mittel gegen dieses entsetzliche Leiden, gegen diesen Todeskampf der Ungewißheit. Der Abend kam, ein Winterabend mit seinem kurzen, unheimlichen Zwiellicht. Dann erst faßte René, der sich durch die Aufregung erschöpft fühlte, den, wie es schien, allein ausführbaren Entschluß, Susannen zu schreiben. Er erreichte das Dorf von St. Cloud, betrat ein Caffeehaus und verfaßte dort, auf einem beschmutzten Tisch, mit einer abgenützten Feder, bei dem Lärm der Billardkugeln, mit denen Pfeifen rauchende Männer spielten, unter den Augen eines schlauen, zerlumpten Aufwärters einen ersten Brief, dann einen zweiten und endlich diesen dritten. Er fühlte sich beschämt durch das Papier, das er benützte, und durch den Ort, an welchem er sich befand! Der bloße Gedanke, daß ihn Susanne in dieser Verfassung sehen könnte, war ihm unerträglich; anderseits wäre es ihm unmöglich gewesen, seine Heimkehr abzuwarten, um ihr zu sagen, was er auf dem Herzen hatte; so schrieb er ihr denn das Folgende. Baron Desforges wäre über diese, an seine Suzette aus der „Rue du Mont-Thabor“ gerichtete Epistel, in der René seinem geängstigten Herzen Luft machte, höchst überrascht gewesen:

„Ich habe eben mehrere Briefe an Sie zu schreiben versucht, gnädige Frau, habe alle wieder vernichtet und weiß nicht einmal, ob ich Ihnen diesen hier senden werde, so sehr fürchte ich Ihnen zu mißfallen, so unzart erscheint mir das Bekenntniß der Gefühle, die Sie jedoch unmöglich verurtheilen könnten, wenn Sie dieselben zu sehen vermöchten. Leider sind Herzen unsichtbar; doch betone ich, daß die Ergriffenheit, welche mir diese Zeilen in die Feder dictirt, nichts Beleidigendes hat; selbst nicht für die reinsten der Frauen, für Sie nämlich, gnädige Frau . . . Sie kennen mich zu wenig; vielleicht hat das Gefühl, das Sie mir mit der Aufrichtigkeit eines Herzens, dem die Lüge widerstrebt, gezeigt haben, vielleicht hat dieses Gefühl Sie selbst dermaßen überrascht, daß Sie dasselbe in dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, bereits gebannt, gelöscht, verurtheilt haben! Ach! wenn dem so ist, dann beantworten Sie niemals diesen Brief.

Dann lesen Sie denselben gar nicht. Ich werde das Schweigen verstehen und Ihren Urtheilspruch hinnehmen. Ich werde zwar entsetzlich leiden, allein leiden mit einem unauslöschlichen Dankgefühl für Sie, einem Dankgefühl dafür, daß Sie mir im Leben die beseligende Freude gegeben, das Ideal meiner Jugendträume verkörpert vor mir zu sehen. Und wenn ich gleich sterben sollte über den Schmerz, Sie gefunden und gleich wieder verloren zu haben, so werde ich Ihnen trotzdem niemals dankbar genug dafür sein können. Sie sind mir erschienen, und schon Ihre Existenz allein hat mir bekräftigt, daß mein Ideal kein trügerisches gewesen! Wie hart mein Leben sich auch immerhin gestalten möge, diese theure, diese göttliche Erinnerung wird mein bleiben, gleich einem Talisman, gleich einem magischen Zauber!

Aber so unwürdig ich auch sein mag, — wenn das Gefühl, das ich in Ihren Augen aufleuchten sah — wie schön es Ihnen stand! — ja, wenn dieses Gefühl die Regung der Abwehr überlebt, die Sie heute früh erfaßt, wenn diese Sympathie, deren Lebhaftigkeit Sie sich zum Vorwurf machen, lebendig bleibt in Ihrem Herzen, wenn Sie trogallehem diejenige bleiben wollten, die geweint hat, als sie die Bethuerung meines Entzückens, meiner Anbetung, meines Gottesdienstes vernommen, dann beschwöre ich Sie, bei eben derselben Sympathie, bei derselben Rührung, gnädige Frau, haben Sie Mitleid; gestatten Sie mir, bevor Sie den entsetzlichen Urtheilspruch der Verbannung vollziehen, die Bitte, vorher noch eine Probe bestehen zu dürfen. Diese Bitte ist so demüthig, Ihren Befehlen ganz ergeben. Ach! erhören Sie dieselbe! Wenn ich aus unsern flüchtigen, nur allzu kurzen Gesprächen richtig gefolgert habe, so ist Ihr scheinbar reiches Leben bar so mancher Dinge. Haben Sie denn niemals das Bedürfnis empfunden, einen Freund zu haben, dem Sie Ihre Sorgen vertrauen könnten, einen Freund, der niemals wieder in der Art mit Ihnen sprechen würde, in welcher er es einmal gewagt, der aber selig wäre, in Ihrer Nähe athmen, glücklich, Ihren Kummer, Ihre Freude theilen zu dürfen, einen Freund, den Sie nehmen und verlassen könnten, ohne daß er darüber klagen wollte; mit einem Wort, ein Wesen, das Ihnen völlig ergeben wäre und dessen letzter Athemzug Ihnen gehörte? Vor der Begegnung, in der die Aufregung meinen Willen

befiegt, hatte ich ohne strafbare Hoffnung, ohne einen andern Wunsch als denjenigen, Ihnen zu dienen, ohne ein anderes Bedauern als dasjenige, Ihnen zu wenig genügt zu haben, den Wunsch gehegt, dieser Freund zu sein. Nun aber weiß ich, daß meine Liebe zu Ihnen stark genug ist, um selbst jetzt noch diesen schönen Traum zu verwirklichen. Nein! schütteln Sie nicht den Kopf. Ich bin aufrichtig in meiner Bitte, aufrichtig in dem Willen, nie mehr ein Wort auszusprechen, das Sie veranlassen könnte, Ihre Nachsicht zu bedauern; gönnen Sie mir diese Prüfung. Sie werden mich ja noch immer von sich stoßen können an jenem Tag, an dem ich versuchen wollte, mein Gelübde zu brechen.

Mein Gott! die Kraft des Ausdruckes versagt mir. Mein Herz krampft zusammen bei dem Gedanken, daß Sie diese Zeilen lesen werden. Ich kann dieselben kaum niederschreiben. Was werden Sie mir antworten? Werden Sie mich in das Heiligthum der „Rue Murillo“ zurückrufen, in welchem Sie schon einmal so gut mit mir gewesen, so himmlisch sanftmüthig und engelsgut, daß ich bei dem Gedanken an die dort verlebten Secunden die Empfindung habe, als schmückte sich mein Herz mit Lilien? Ach! dieses birgt nur Ergebenheit, folgsame, huldigende Bewunderung für Sie. Um Himmelswillen sprechen Sie das Wort: „Ich vergebe Ihnen.“ Sagen Sie: „Ich erlaube Ihnen, mich wieder zu sehen.“ Versuchen wir, Freunde zu sein. Sie würden gewiß so sprechen, wenn Sie in meiner Seele zu lesen vermöchten. Und wenn Sie selbst nicht so sprechen sollten, so werden Sie von meiner Seite keinem Vorwurf, keinem Groll, sondern immer nur reinstem Dankgefühl begegnen. Dem Dank des Märtyrers! Ich habe heute verstehen gelernt, daß es ein Glück ist, zu leiden, weil man liebt! . . .“

Es war 6 Uhr Abends, als der junge Mann diesen Brief in den Briefkasten warf. Er sah denselben verschwinden und fing alsbald an, mit einer Angst, welche diejenige, die er den ganzen Nachmittag empfunden hatte, noch weit übertraf, zu beklagen, daß er denselben abgeschickt. Er hatte in der Verwirrung seiner Sinne ganz der Gewohnheiten seiner Familie vergessen, und auch, daß er noch niemals einen ganzen Tag von Hause fern geblieben war, ohne es vorher zu bemerken. Er aß in dem nächstbesten Restaurant zu

Mittag, ausschließlich mit den aufreibenden Muthmaßungen beschäftigt, wie Susanne nach Erhalt seines Briefes handeln werde. Das Erste, was ihn aus seinem Somnambulismus erweckte, war der Ausruf Fanny's, als er Abends gegen halb zehn Uhr zu Fuß heimkehrte, das Thor zur Wohnung in der „Rue Coëtlogon“ öffnete und sich der Auvergnatin gegenüber befand, welche aus Schreck fast die Lampe fallen ließ:

„Ach! Herr,“ rief das gutmüthige Mädchen, „wenn Sie wüßten, welche Todesangst Frau Fresneau um Sie erlitten! Sie ist ganz außer sich . . .“

„Wie,“ sagte René Emilien, die ihm entgegenstürzte, „Du bist über mein Ausbleiben besorgt gewesen? . . . Bitte, mache mir keine Vorwürfe,“ fügte er, sie umarmend, ganz leise hinzu: „Sie ist an meinem Ausbleiben Schuld . . .“

Die junge Frau, die in der That einen geradezu entsetzlichen Tag verbracht hatte, blickte den Bruder an. Sie sah, daß er in höchster Aufregung war und daß seine Augen fieberhaft leuchteten; da fand sie den Muth nicht mehr, ihm den naiven Egoismus vorzuwerfen, mit welchem er, der geradezu unvernünftigen Aufgeregtheit ihrer Phantasie nicht achtend, gehandelt, — er hätte sie schon kennen sollen, — und auch sie antwortete ihm ganz leise, auf die in's Speisezimmer geöffnete Thürweisend:

„Die Damen Offarel sind da . . .“

Diese Bemerkung genügte, um René's Stimmung plötzlich eine andere Wendung zu geben. Aengstliche Sorge bemächtigte sich seiner. Er hatte diesen Morgen bei dem Gang, den er mit Susannen im Louvre unternommen, in den seligsten Augenblicken bei dem Gedanken an Rosalien gelitten! Nun sollte er unvorbereitet dem Mädchen selbst gegenüber treten, den Augen begegnen, denen er feiger Weise seit Tagen auswich, die Blässe wahrnehmen, deren Urheber er war! Da ergriff ihn schmerzlicher und deutlicher denn je das volle Bewußtsein seiner Treulosigkeit. Er hatte mit einer Frau Liebesworte getauscht, ohne vorher die Verpflichtungen gegen diejenige zu lösen, die er mit Recht als seine Verlobte betrachtete. Er betrat das Speisezimmer wie einen Nichtplatz und war kaum in den Lichtkreis der Lampe getreten, als er auch schon Rosaliens Blick empfand, der in seinem Herzen wie in einem offenen Buch las. Sie saß wie gewöhnlich

mit einer Arbeit beschäftigt, zwischen Fresneau und Frau Dffarel, hielt die Füße auf einer Leiste des Sessels, auf welchen sie ihren Knäuel und den Hut ihres Vaters gelegt. René verstand die unschuldige List, er sollte bei seinem Kommen gezwungen sein, sich neben sie zu setzen. Sie und die Mutter strickten an langen Pulswärmern, die bestimmt waren, vom alten Dffarel, der sich derzeit vor der Gicht in den Handgelenken fürchtete, im Amt getragen zu werden. Auch dieser grillenhafte Vater war da, trank trotz seiner krankhaften Aengstlichkeit sehr starken Grogg und spielte mit dem Professor eine Partie Piquet. Emilie hatte dieses Spiel in Vorschlag gebracht, um eine allgemeine Conversation zu verhindern und um sich ungestört den Gedanken an den abwesenden Bruder hingeben zu können. Angelika Dffarel war ihr behülflich, Seidensträhne zu entwirren. Diese, vom matten Lichtschein beleuchtete Scene bescheidenen Wohlbehagens erschien dem Dichter plötzlich als das Symbol des Glückes, das er lange Zeit genossen und nun für immer verloren hatte. Glücklicherweise erhob bald der Professor seine tiefe Stimme und schnitt damit alle weiteren Betrachtungen ab:

„Na, mein Liebster,“ sagte Fresneau, „Du kannst Dich einer sehr vernünftigen Schwester rühmen! Sie hat sogar davon gesprochen, Dich die ganze Nacht hindurch zu erwarten. René, so meinte sie, hätte ja entschieden telegraphirt . . . Es muß ihm ein Unglück zugestoßen sein! . . . Es fehlte nicht viel, so hätte sie mich in die Morgue geschickt . . . Ich aber beruhigte sie und sagte, René ist zum Frühstück und Mittagessen zurückgehalten worden . . . Sie geben, Vater Dffarel.“

„Ich habe einen Besuch auf dem Lande gemacht und den Zug versäumt, das ist Alles!“ bemerkte René.

„Wie schlecht er zu lügen versteht!“ dachte Emilie, die sich dabei ertappte, daß sie den Bruder ob dieser Ungeschicklichkeit bewunderte, die ein Zeichen seiner gewohnten Offenheit war; sie hätte ihn übrigens ebenso angestaunt, falls er gewandt im Lügen wie Macchiavell gewesen wäre.

„Ich finde, Sie sehen etwas angegriffen aus,“ sagte Frau Dffarel mit Nachdruck, „fühlen Sie sich leidend?“

„Ach! Herr René,“ unterbrach Rosalie sie mit schüch-

ternem Lächeln, „soll ich hier des Vaters Hut weglegen und Ihnen Platz machen?“

„Reich mir denselben, mein Kind,“ meinte der alte Offarel, eine Ecke der Credenz bezeichnend, „hier ist er in gesicherter Position. Er ist meine Nummer Eins, und die Mutter würde schelten, wenn ihm ein Unglück zustieße.“

„Er ist schon geraume Zeit Nummer — Eins! . . .“ bemerkte Angelika lachend: „Sieh mal her, Papa, das ist eine wirkliche Nummer Eins,“ und die Spötterin nahm René's Hut zur Hand, den sie beim Schein der Lampe erglänzen ließ, daneben aber produzierte sie die Kopfbedeckung des Vaters, welche mit ihrer abgenützten Seite, der röthlichen Farbe und der unmodischen Form nur noch mehr abstach.

„Für Herrn René ist eben nichts zu schön,“ bemerkte Frau Offarel mit gewohnter Bissigkeit, und, da Angelikas Handlungsweise ihr mißfallen hatte, so ließ sie ihren Aerger an dieser aus und meinte: „Du wirst einmal noch recht froh sein, wenn Dein Mann so gut als Dein Vater gekleidet ist . . .“

René hatte inzwischen neben Rosalien Platz genommen. Er ließ die Bosheit der Alten ruhig über sich ergehen, und mengte sich nicht weiter in das Gespräch; die vernünftige Emilie aber lenkte dasselbe auf Küchenangelegenheiten. Frau Offarel interessirte sich für dieses Thema fast ebenso sehr als für ihre 4 Katzen, Raton, Cendrelle, Petit Vieux und Beau-Poil. Sie begnügte sich nicht allein mit Recepten aller Art für besondere Speisen, zum Beispiel: ihren Stolz die Krebs-suppe, oder ihren Ehrgeiz die Entenbrühe „Offarel“; sie verfügte auch über besondere Adressen verschiedener Quellen, und faßte Paris ganz von dem Standpunkt aus, wie Robinson Crusoe von Daniel v. Foë seine Insel. Sie unternahm von Zeit zu Zeit wahre Entdeckungsreisen in die verschiedenen, entferntesten Vorstädte, und deckte dabei ihren Bedarf an Caffee in diesem, denjenigen an Pasteten in jenem Laden. Sie wußte genau, daß ein bestimmter Kaufmann an irgend einem Tag des Monates frische Mortadella bekommt, jener an einem andern schwarze Oliven. Das waren dann jedesmal Reisen, von denen jede einzelne mit Emphase besprochen wurde. Manchmal ging sie zu Fuß und machte dabei unzählige Bemerkungen über die Neubauten von Paris, das

Gedränge in den Straßen und die Vorzüge der Luft in der „Rue Bagueur“. Manchmal fuhr sie mit dem Omnibus, und die Mitfahrenden wurden zum Gegenstand ihrer Betrachtungen. Sie hatte eine sehr lebenswürdige alte Dame gesehen, einen impertinenten jungen Mann; der Conducteur hatte sie gegrüßt, der Wagen hätte dreimal beinahe umgeworfen; ein Greis mit einem Ordensbande war nur mit größter Anstrengung ausgestiegen. „Ich glaubte schon, der liebe alte Herr würde fallen . . .“

Dieses Aufbauschen unbedeutender Einzelheiten, in dem die bescheidenen Geistesanlagen der Bürgersfrau schwelgten, unterhielten René gewöhnlich, denn er fand oft ganz überraschende Wendungen in ihrer übersprudelnden Beredsamkeit. So behauptete sie beispielsweise von einem Reisegefährten, der einer Köchin den Hof machte, die einen vollen Korb trug: „Es giebt eben Leute, die nur volle Säcke lieben . . .“ oder von zwei Personen, die in Streit gerathen waren: „Sie zankten sich wie zwei — „Darnagats . . .“ eine geheimnißvolle Bezeichnung, deren Erläuterung sie mit Beharrlichkeit verweigerte. Diesen Abend jedoch war der Gegensatz zwischen der romantischen Aufregung, in welche das Gespräch mit Susannen den Dichter versetzt, und der Kleinlichkeit der Lage, in welcher er eigentlich geboren war, zu groß. Er sagte sich nicht, daß ähnliche Kleinlichkeiten die Rehrseite jedes Daseins bilden, und daß die Grundlage der eleganten Welt in niedriger Rivalität besteht, in widerlicher Berechnung der Kunstgriffe, durch die man mehr scheint als man ist, und daß im Gegensatz zu diesen Niedrigkeiten die Kleinlichkeiten bürgerlichen Daseins von wohlthuender Gutmüthigkeit getränkt erscheinen. Er sah auf Rosalie, und die Aehnlichkeit des jungen Mädchens mit ihrer Mutter machte ihm einen geradezu unerträglichen Eindruck. Und doch war Rosalie hübsch. Ihr längliches Gesicht, das offenbar in Folge des Kummers bleicher geworden, bekam beim Schein der Lampe einen elfenbeinartigen Ton; wenn sie dann zu ihm aufblickte, so leuchtete ihm aus ihren Augen die Aufrichtigkeit leidenschaftlicher Zuneigung entgegen. Warum waren aber diese dunkelbraunen Augen von derselben Farbe wie jene der Mutter? Warum hatte sie bei einer Altersverschiedenheit von 24 Jahren dieselbe Zeichnung der Stirne, denselben Schnitt des Kinns, dieselbe Falte beim Mund? Welche Ungerechtigkeit, dem unschuldigen Kind aus

dieser Aehnlichkeit einen Vorwurf zu machen, aus dieser Blässe, diesem Kummer ja selbst aus dem Schweigen, das sie sich auferlegte! Leider genügt der Umstand, daß man sich einer Frau gegenüber schuldbewußt fühlt, um in sich eine Quelle solcher Ungerechtigkeiten zu entdecken. Rosalie beging unbewußt den Fehler, das Gefühl, das René für seine neue Freundin empfand, durch Gewissensbisse noch zu verstärken. Sie stempelte sich selbst zur Vergangenheit, der wir es nie verzeihen, wenn sie sich zwischen uns und unsere Zukunft stellt. So untreu auch die meisten Frauen in der Liebe sind, so wird doch immerhin der geheime Egoismus der Mehrzahl der Männer nicht hart genug bestraft durch den weiblichen Wankelmuth. Hätte René den traurigen Muth seines Freundes Larcher gehabt, denjenigen nämlich, sich offen und rückhaltlos zu prüfen, so hätte er als wahren Grund seiner Verstimmung Rosalien gegenüber den Umstand gelten lassen müssen, daß er sie betrogen. Er war aber ein Dichter, der es darin zur Meisterschaft gebracht hatte, die häßlichen Seiten seiner Seele mit glänzenden Schleiern zu bedecken. Er zwang sich, Susannens zu gedenken und der hehren Liebe, die in ihm keimte und blühte, und faßte zum erstenmal den ernstesten Entschluß, mit dem jungen Mädchen zu brechen; er beschwichtigte sich selbst mit dem Ausspruch:

„Ich will — ihrer — würdig sein,“ dabei meinte er jenes lügenhafte, verderbte Weib, das dem sanften, einfachen, aufrichtigen Kinde nur in der Haltung überlegen war, durch ein seltenes Verständniß für Toilette, ein unvergleichliches Geschick in sentimentaler Nachäfferei, und durch eine geheimnißvolle, sinnlich aufreizende Schönheit. Abermals drängte diese Schönheit sich in die erhitzte Phantasie René's, als Vater Dffarel im Augenblick des Abschiedes aufstand und, zu Fresneau gewendet, bemerkte:

„Ich habe Ihnen 30 Sous abgewonnen . . . Ha, ha, ha, das ist gerade genug auf Cigarren . . . Nun also,“ setzte er hinzu, „sind die Damen endlich bereit?“

„Gestatten Sie, daß ich heute, da wir Alle anwesend sind,“ antwortete Frau Dffarel, das „Alle“ scharf betonend und René einen vielsagenden Blick zuwerfend, „anfrage, wann Sie uns die Freude machen wollen, bei uns zu speisen? Würde Ihnen der Samstag nicht vielleicht passen? Ich glaube, das

ist Herrn Fresneau's Ferialtag, . . .", nachdem der Professor bejahte, wendete sie sich direkt an den jungen Mann mit der Frage: „Sie werden doch auch mitkommen, René? Ich kann Sie versichern, daß Sie sich bei uns wohler fühlen werden, als bei all' den reichen Leuten, bei denen Herr Larcher herum schmarozt . . .“

„Aber, gnädige Frau . . .“ unterbrach der Dichter.

„Still, still, still!“ rief die alte Dame; „ich erinnere mich noch immer des Ausspruches Ihrer guten Mutter, die da sagte: „Ein Stück Brod daheim ist mehr werth, als ein getrüffelttes Huhn bei andern . . .“

Obgleich diese Bemerkung der Mutter Rosaliens auf Larcher angewendet der reine Blödsinn war, da Lekturer an einem vorgeschrittenen chronischen Magenübel litt, das ihm meist verbot, auch nur ein Glas schweren Weines zu trinken, so empfand René dieselbe dennoch wie ein gegen den Freund gefehrtes Epigramm. Er sah darin das Zeichen leidenschaftlicher Feindseligkeit, einer Feindseligkeit, die sich in Folge seiner Vergangenheit und des von ihm neu angebahnten Lebens nur noch steigern konnte; das letztere erschien ihm aber seit dem Morgen als der Gipfel alles Glückes. Und diese Leute hatten ein Anrecht auf ihn, ein weit größeres als selbst Frau Offarel sich träumen ließ, da er ja mit Rosalien in stillem Einvernehmen stand. Seine Härte gegen dieses arme Kind kam abermals zum Ausdruck, und er faßte noch bestimmter als vorher den Vorsatz: „Ich werde mit ihr brechen.“ Mit diesem Entschluß legte er sich zu Bett, ohne jedoch schlafen zu können. Seine Gedanken hatten einen andern Flug genommen. Er gedachte seines Briefes. Derselbe mußte sein Ziel erreicht haben, und vor seinem innern Auge entwickelte sich nun die Reihenfolge der unvorhergesehenen Gefahren. Was dann, wenn der Brief dem Manne Susannens in die Hände fiel? Diese Vermuthung erfüllte ihn mit Schauern; was konnte er durch seine Unvorsichtigkeit, möglicherweise auf das Haupt dieser armen Frau herabbeschworen haben, die in den Banden eines Tyrannen lag, dessen Rohheit ihn entsetzte?! Und selbst dann, falls der richtig bestellte Brief Susannen — mißfiel? Und er mußte ihr ja entschieden mißfallen. Dann versuchte er, sich den Inhalt desselben in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Wie konnte ich nur so toll sein, ihr in diesem Ton zu schreiben?“ sagte er sich und wünschte, der Brief möchte unterwegs verloren gegangen sein. Er bedachte, daß dies ja oft der Fall ist, wenn man das Gegentheil ersehnt. Warum sollte es heute nicht auch zutreffen können? . . . Er schämte sich seiner kindischen Phantasien. Er schrieb dieselben dem entnervenden Eindruck des Abends zu und fing an Frau Offarel's kleinliches Wesen zu verwünschen. Diese gegen die Mutter gefehrte üble Laune lähmte alles Mitleid mit der Tochter. Er wand sich die ganze Nacht in den Qualen, welche diese verschiedenen Betrachtungen ihm bereiteten, bis er endlich in jenen dumpfen Morgenschlaf verfiel, der mehr ermüdet als erfrischt. Sein erster Gedanke beim Erwachen war abermals der Wille zum Bruch; derselbe hatte sich sogar während des Schlafes noch gefestigt.

Wie sollte er es aber anfangen? Man könnte das junge Mädchen allenfalls um eine Unterredung bitten. Das war doch ganz leicht! Sie hatte ihn ja oft von den Stunden verständigt, in denen Frau Offarel ausgegangen war; dann war er in die „Rue Bagueur“ geeilt, hatte Rosalie mit Angelika daheim gefunden, die Letztere aber hatte als liebende Schwester dafür Sorge getragen, daß die beiden Liebenden allein mit einander plaudern konnten. Doch fühlte sich der junge Mann nicht stark genug, den Gedanken an ein solches Gespräch zu ertragen. Es giebt in ähnlichen Krisen eine entehrende Form des Mitleides. Sie besteht darin, daß man sich scheut, zum Zeugen der Leiden zu werden, die man verursacht. Man will das Weib, das man verläßt, quälen. Man will aber ihre Thränen nicht sehen. René wollte sich diese unerträgliche Aufregung ersparen und entschloß sich zum Schreiben, diesem Hilfsmittel aller Schwankenden im — Wollen. Er stand auf, um einen Brief aufzusetzen, mußte jedoch abbrechen. Er suchte vergeblich nach Worten. Ueber dieser Unentschlossenheit verstrich die Zeit und die Stunde nahte, in welcher der Briefträger zum ersten Mal vorsprach. Obwohl es harter Unsinn war, schon mittelst dieses Boten die Antwort Susannens zu erwarten, so schlug das Herz des Verliebten dennoch höher, als Emilie eintrat und ihm Zeitungen und Correspondenzen überbrachte. Ach! Wenn er nur auf einem der Couverts, welche die Schwester ihm reichte, jene lange, elegante Schrift entdecken könnte,

die er unter Tausenden erkennen würde, trotzdem er sie ein einziges Mal auf einem Billet gesehen! Doch nein, die Couverts enthielten nur Geschäftsbriefe, die er in solcher Entmuthigung von sich schleuderte, daß die arme bekümmerte Schwester ihn fragte:

„Hast Du einen Kummer, mein René?“ Die Augen der jungen Frau drückten bei dieser Frage so lebhaft, wahre Zärtlichkeit für den Bruder aus, ihr Gesicht verrieth so aufrichtige Ergebenheit, daß sie René am Ausgang dieser düstern Nacht wie ein rettender Engel erschien. Warum sollte er nicht Emilie damit betrauen, die richtigen Worte zu finden für den Bruch, der ihm selbst so schwer fiel? Kaum hatte er dieses Auskunftsmittel erpäht, so klammerte er sich auch schon mit der fieberhaften Hast des schwachen Charakters daran und begann mit Thränen in den Augen den verzweifeltsten Zustand zu schildern, in dem er sich Rosalien gegenüber befand. Er vertraute der Schwester Alles an, was ihr bisher an dem Verhältniß unklar gewesen. Durch eine Art intimer Spiegelung, wie sie vertraulichen Bekenntnissen eben eigen ist, entwickelten sich in seinem Herzen neue Beweggründe, die seinen momentanen Entschluß unterstützten. Es waren genau dieselben, welche er zu jener Zeit hätte empfinden sollen, da er begangen, wessen er sich jetzt anklagte. Er hatte sich, als er seine Intrigue gesponnen, — eine allerdings unschuldige, aber immerhin verführte Intrigue — nicht gesagt, daß es nach den Regeln der Moral verboten scheint, ein Verhältniß mit einem jungen Mädchen einzugehen, und daß die Gewohnheit, der Aufsicht der Eltern ein Schnippchen zu schlagen, ein gar gefährliches Erziehungsprinzip ist. Er hatte sich nicht gesagt, daß ein Ehrenmann nicht das Recht hat, seiner Liebe früher Ausdruck zu verleihen, als bis er von der Aufrichtigkeit derselben überzeugt ist, und daß, wenngleich die Gluth der Leidenschaft manche Schwäche entschuldigt, das Bedürfniß nach Erregung diese Schwäche nur noch steigert. Diese und noch manch andere Gewissensbisse quälten ihn nun und fanden den Weg über seine Lippen, während er sprach und an Emiliens Gesichtsausdruck erkannte, daß er das Vertrauen der Schwester mißbraucht hatte. In dem engen Rahmen rückhaltsloser Vertraulichkeit macht solche Verstellung auf jene Personen, die ihr zum Opfer gefallen, einen geradezu tief-

betrüben den Eindruck. Auch Frau Fresneau empfand diese der Traurigkeit verwandte Enttäuschung, doch kehrte sie dieselbe ganz und gar wider das junge Mädchen, und als der Bruder ihr den Dienst nahegelegt, den er von ihr erwartete, rief sie naiv aus:

„Ich hätte sie dessen niemals fähig gehalten.“

„Beurtheile sie nicht zu hart,“ meinte René beschämt. „Wessen Schuld war es denn, daß ihre Liebe geheim geblieben?“ Und er fügte hinzu:

„Ich bin der Schuldige . . .“

„Du!“ rief Emilie ihn umarmend. „Ach! wie gut und zärtlich Du bist! . . . Doch verspreche ich Dir, Alles zu thun, was Du begehrt, und zwar leichten Herzens! . . . Du hattest ganz Recht, Dich an mich zu wenden! . . . Wir Frauen besitzen die Kunst, Alles sagen zu können . . . Und es ist ja füglich ganz richtig, daß die Rechtlichkeit Dich zwingt, einer so falschen Stellung ein Ende zu machen . . .“ Fortfahrend bemerkte sie: „Je eher, desto besser; ich werde trachten, sie allein zu treffen, und sie um eine Unterredung bitten.“ Die junge Frau empfand jedoch trotz des Vertrauens, das sie in ihre Geschicklichkeit setzte, bei näherer Ueberlegung die volle Schwierigkeit der übernommenen Mission. Sie machte daher beim Frühstück eine recht bekümmerte Miene, die ihren Mann in naive Besorgniß versetzte und René mit Gewissensbissen erfüllen mußte. Lag denn nicht in dem Umstand, daß er, um Rosalien mit der Wahrheit vertraut zu machen, eine Mittelsperson wählte, eine besondere Grausamkeit? Eine Demüthigung, die man dem unvermeidlichen Schmerz noch hinzufügte? Als die Schwester, schon zum Ausgehen bereit, bei ihm eintrat und ihm Lebewohl sagte, bevor sie zu Offarel ging, war er einen Augenblick entschlossen, sie an diesem Besuch zu hindern. Noch war es Zeit . . . Er aber ließ sie ziehen. Er hörte, wie die Thür sich schloß. Emilie war bereits in der Allee, ging in die „Rue d'Assat“ und dann in jene des „Cherche-Midi“. Doch hielt des Dichters Schwermuthsanfall nicht Stand wider den Gedanken an die nächste Postzeit. Susanne hatte diesen Morgen zweifellos seinen Brief erhalten. Hatte sie gleich geantwortet, so mußte der Brief jetzt kommen . . . Dieser Gedanke und die Möglichkeit der baldigen Verwirklichung desselben über-

täubte plötzlich das Mitleid mit der armen Kleinen. So complicirt die Spitzfindigkeit eines Herzens auch immerhin sein mag, die Liebe vereinfacht es ganz merkwürdig. René empfand jene Beklommenheit, welche alle Liebenden kennen, vom gemeinen Soldaten an, der auf den unorthographischen Brief seiner Herzliebsten wartet, bis zu dem jungen Erbprinzen hinauf, der eine geistreiche, sentimentale Correspondenz mit der gefallsüchtigsten aller Palastdamen unterhält. Der Mensch will seinen täglichen Beschäftigungen obliegen, der Geist aber, welcher die Minuten zählt, vermag das Gefühl der Dauer nicht zu fassen. Man sieht auf die Uhr und erwägt alle Möglichkeiten. Wenn man es wagen könnte, ohne sich lächerlich zu machen, man früge die mit der Uebergabe der Briefe betraute Person zum 20. Male: „Ist nichts für mich gekommen?“ Das ist die Erwartung mit ihrer übertriebenen Angstlichkeit, ihren falschen Voraussetzungen, das heiße Fieber der Chimären und Enttäuschungen. An der sengenden Gluth dieser Ungeduld verzehrt sich Alles in der Seele. Als Emilie ohngefähr anderthalb Stunden, nachdem sie zu Offarel's gegangen war, heimkehrte, da überraschte ihre Rückkehr René dermaßen, als hätte er des Auftrages vergessen, den er ihr gegeben. Doch verrieth das Gesicht der Schwester so große Aufregung, daß es ihn völlig verwirrte:

„Nun also?“ stammelte er ängstlich.

„Es ist vollbracht,“ sagte sie halblaut. „Ach! René, ich hatte sie nicht gekannt! . . .“

„Was hat sie geantwortet?“

„Auch nicht mit einem einzigen Vorwurf,“ erwiderte Emilie, „aber mit Thränen! Thränen! Ach! mit welchen Thränen! . . . Wie sie Dich liebt! . . . Angelika war mit der Mutter ausgegangen — welche Ironie! — um Alles für Samstag zum Mittagstisch zu besorgen. — Ich werde bestimmt bei diesem Mahl nicht erscheinen . . . Als Rosalie mir die Thür öffnete, glaubte ich, sie würde ohnmächtig werden, so bleich war sie geworden. Noch hatte ich kein Wort gesprochen, da hatte sie schon Alles errathen. Es geht ihr mit Dir wie mir. Sie besitzt das zweite Gesicht des Herzens . . . Wir zogen uns in ihr Zimmer zurück . . . Man sieht in diesem Zimmer nur Dich; Deine Bildnisse, Erinnerungszeichen, die sich auf gemeinsame Spaziergänge

mit Dir beziehen, Illustrationen Deines Stückes . . . Ich habe angefangen, meinen Auftrag sachte und vorsichtig zu bestellen. Ich war bewegt gleich ihr . . . und sie sagte mir: „Es ist sehr lieb von ihm, daß er Sie gewählt hat, um mit mir zu sprechen! Sie werden mich wenigstens nicht für verrückt halten, weil ich ihn so innig liebe“ . . . Dann sagte sie noch: „Ich war schon seit Langem darauf vorbereitet. Es war eben zu schön“ . . . Und dann noch: „Bitten Sie ihn nur, daß er mir seine Briefe läßt“ . . . — Ach, verlange im Augenblick nicht mehr von mir . . . Mir ist bange um Dich, mein René; ja, ich fürchte, daß dieser Kummer Dir Unglück bringen wird . . .“
